

„Es ist wichtig, dass man Zeugnis ablegt“

Max Mannheimer sprach am 29. November 2013 vor der Oberstufe am Dante-Gymnasium München



Er wurde Zeuge und Opfer der schwersten Verbrechen in der Geschichte Deutschlands. Dennoch lebt er heute wieder hier und spricht unermüdlich mit Schülern wie uns über die Zeit des Nationalsozialismus. Max Mannheimer verdient vor allem eines: Hochachtung

Als die ersten Schüler in der zweiten Pause in die Mensa des Dante-Gymnasiums strömen, ist er bereits auf der Bühne. In seinem schlichten schwarzen Anzug sitzt er an dem mittig platzierten Tisch, vor ihm seine beiden Bücher und Dinge, die er mitgebracht hat. Seitlich lehnt sein hölzerner Gehstock.

Der Raum füllt sich. Ohne dass für Ruhe gesorgt werden muss, wird es still und noch bevor ein Wort gesagt ist, richten sich die Blicke der 11. und 12.-Klässler aufmerksam nach vorne. Der Respekt gegenüber dem 93-jährigen Zeitzeugen ist spürbar. In ihrer kurzen Begrüßung erwähnt Frau Fuchs, Fachbetreuerin Geschichte und Initiatorin der Veranstaltung, sie habe Max Mannheimer schon einmal, als Schülerin in Kirchheim, gehört. „Ah, die Schule mit dem schlechten Dach!“ erwidert er lächelnd und erntet ein allgemeines Lachen, das nicht das einzige des Tages bleiben wird.

Sein Buch „Spätes Tagebuch“ könne man sich kostenlos bei der Bundeszentrale für politische Bildung holen, erklärt er mit sicherer Stimme. Man hört einen leichten Akzent, dennoch sind seine Worte klar und deutlich. Dann beginnt er, chronologisch ab der Geburt in Mähren im heutigen Tschechien über sein Leben zu erzählen. Mitten in einem Satz über die deutsche Besetzung der Tschechoslowakei 1938 hält er inne, denkt kurz nach und schaut in die Runde. Ob er die Schülerinnen und Schüler überhaupt begrüßt habe, fragt er. Dann hole er das jetzt nach, antwortet er selbst und schiebt eine Bemerkung über die Tücken des Alters hinterher, die für allgemeines Schmunzeln sorgt.

Er erzählt über die Zeit vor dem Krieg. Über das Schulverbot für Juden, die Enteignungen, die eingeführten Mittelnamen und schließlich den Judenstern. Er greift vor sich, hält ihn hoch. „Jude“ steht in schwarzer Schrift auf dem gelben Stoff. Obwohl die Einschränkungen ihn damals selbst trafen, beschreibt er das Geschehene erstaunlich objektiv, denn er will die Geschichte „(...) nicht als Richter, sondern nur als Berichterstatter“ weitergeben. Immer wieder lockert er seine Erzählungen gekonnt auf, stellt Fragen an die Schüler und verteilt Punkte, wenn jemand sie beantworten kann. Er selbst sei faul gewesen in der Schule, beichtet er mit einem Lächeln, und habe erst später, nachdem er seine schlaue Frau geheiratet habe, den Gefallen am Wissen gefunden.

Über den nächtlichen Transport von Theresienstadt nach Birkenau Anfang Februar 1943 liest er aus seinem Buch. Manchmal schaut er lange nach vorne und spricht ganze Passagen auswendig. Ursprünglich habe er gar nicht mit der Absicht geschrieben, etwas zu veröffentlichen, erzählt er später. Er wollte lediglich die Erlebnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus für seine Tochter festhalten.

In Auschwitz wurden seine Frau, seine Eltern und seine Schwester als arbeitsunfähig aussortiert. Dass unter Hitler sechs Millionen Juden getötet wurden, weiß man, doch mit seinen Worten bekommen sie ein Gesicht, werden zu Müttern, Vätern, Kindern. Auch die Beschreibung der inhumanen Verhältnisse im Lager, der Kälte, der wässrigen Kost und der Toten, so zahlreich, dass man sie zweimal am Tag abtransportierte, macht betroffen. Als ältester von drei Brüdern habe er seine jüngeren Geschwister nicht im Stich lassen wollen und sich für sie verantwortlich gefühlt, erzählt er, und trotz Allem sei ihr Bruder Ernst nach einigen Wochen gestorben. Die Stationen der beiden verbliebenen Geschwister heißen KZ Warschau, KZ Dachau, Außenlager Mühldorf und Karlsfeld. Unwahrscheinlich, so beschreibt er es immer wieder, sei das, was Menschen anderen Menschen angetan haben.

Gewissenhaft geht er anschließend auf alles ein, was die Oberstufen-Schüler wissen wollen. Es sind Fragen an einen der letzten und wohl den bekanntesten Zeitzeugen des Holocaust. Warum er nach Allem, was er erlebt hat, nach Deutschland zurückgekehrt sei, will eine 12-Klässlerin wissen. Er erzählt, wie er sich schwor, nie wieder nach Deutschland zurückzukehren, bis er seine dritte Frau, eine Deutsche, kennenlernte und sich verliebte. Viele der Anwesenden lächeln berührt.

Ob er eine Erklärung dafür habe, dass er noch lebt? Er schildert, wie sich „seine beiden Glücksel“ einmal 1,7 Kilometer lang bei ihm unterhaken und ihn mittragen, als er wegen eines Hungerödems zu starke Schmerzen hatte, um zu laufen. Wäre aufgefallen, dass er sich kaum aufrecht halten konnte, wäre der Tod ihm sicher gewesen. War es Zufall, war es Glück? Beides, sagt er.

Nach Kriegsende habe er Auschwitz noch viermal besucht, immer mit Fernsehteam. „Es ist wichtig, dass man Zeugnis ablegt“, erklärt er, auch wenn diese direkte Konfrontation mit dem Geschehenen vor Allem am Anfang sehr belastend für ihn war.

Zuletzt wird nach dem Verhältnis der Häftlinge untereinander gefragt. Harte Arbeit, viel zu wenig Nahrung, inhumane Behandlung – vor allem ein Überlebenskampf sei es gewesen, sagt Mannheimer, und so manch einer habe als Aufseher, als Funktionshäftling, die Befehle der SS ausgeführt. Er selbst habe nie Gewalt ausgeübt und sei stolz darauf. Ganz im Gegenteil, er bekam selbst einmal einen Schlag, weil er nicht wie befohlen Hiebe als Arbeitsantrieb verteilte. „Ich konnte es nicht“, bekennt er.

Eine Reporterin habe ihn einmal aufgefordert, zwei Begriffe zu nennen, die im während des Interviews durch den Kopf gingen, erinnert er sich. „Freiheit“, ein Wort, dessen Wert uns an diesem Tag wohl allen bewusst geworden ist, „und Humanität“, war seine Antwort. Augenzwinkernd überlegt er, was passiert wäre, wenn seine spanischen Vorfahren katholisch und er Torero geworden wäre. Er sei froh, dass sie jüdisch geblieben seien, meint er, denn sonst könne er an diesem 29. November nicht so netten Schülern seine Geschichte erzählen.

Es dauert nicht lange, bis alle im Raum stehen, der Applaus hält eine ganze Weile an. Großen Respekt vor Max Mannheimer und seiner Lebensgeschichte hatte man schon zu Beginn, doch jetzt wird für einen Menschen geklatscht, der mit seiner aufgeweckten, freundlichen Art innerhalb von zwei Stunden die Sympathie aller für sich gewonnen hat. Er bedeutet dem Schüler, der zuvor seine schwerste Frage beantworten konnte, zu ihm nach vorne zu kommen, schreibt eine persönliche Widmung in eine Ausgabe von „Spätes Tagebuch“ und schenkt sie ihm.

Während die Mensa sich langsam leert, nimmt er sich Zeit für weitere Widmungen, schüttelt Hände und unterhält sich mit einem Schüler auf polnisch – eine der vielen Sprachen, die er sich in seinem langen, bewegten Leben aneignete.

Sofia Faltenbacher, Q12